

dtv

Obwohl er am Beginn einer großen Karriere steht, ist der junge Mann voll unerklärlicher Melancholie. Da begegnet er in einer Wäscherei einer jungen türkischen Frau. Er hat kaum ein Wort mit Pupuseh gewechselt, doch sofort ist sie unauslöschbar in seine Gedanken eingedrungen. Aber eine ehrbewußte Familie wacht über sie. Kaum daß Pupuseh dem jungen Mann nähergekommen ist, wird sie gezwungen, an die Küste Lykiens zurückzukehren. Gänzlich verliebt läßt der junge Mann alles hinter sich und folgt ihr. Die Dörfer, in denen Pupuseh und ihre skurrile Familie wohnen, bilden eine geschlossene Welt, ein phantastisches orientalisches Wunderland, in dem Pupuseh wie eine Prinzessin gefangen scheint. Aber je mehr seine Seele der wilden bunten Landschaft und der wundersamen Entourage seiner Geliebten ausgesetzt ist, desto mehr verfällt der junge Mann der fremden Magie Pupusehs. Die Familie aber duldet keinen Eindringling, und kurzerhand wird Pupuseh verheiratet.

Martin Mosebach ist eine gleichermaßen zauberhafte wie ironische Variation über ein klassisches Thema gelungen: das der großen unmöglich scheinenden Liebe, die das Leben verändert. Sein Roman, voller Poesie und Lust am Detail, ist von derselben farbenprächtigen Opulenz wie die Welt, in der er spielt.

Martin Mosebach, geboren 1951 in Frankfurt am Main, lebt dort seit Abschluß des Studiums der Rechtswissenschaften als Schriftsteller. Er schreibt Romane, Erzählungen, Gedichte, Essays und Libretti, für die er zahlreiche Auszeichnungen erhalten hat, u. a. den Heimito-von-Doderer-Preis (1999), den Heinrich-von-Kleist-Preis (2002) und den Georg-Büchner-Preis (2007). Zuletzt erschienen von Martin Mosebach die Bücher. ›Als das Reisen noch geholfen hat. Von Büchern und Orten‹ (2011) und ›Das Blutbuchenfest‹ (2014).

Martin Mosebach

Die Türkin

Roman

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



4. Auflage 2016

2008 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© 2008 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Erstveröffentlichung: Berlin 1999

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: ›Bayadère au tapis rouge‹

von Pierre Boncompain

(VG Bild-Kunst, Bonn 2016)

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Gesetzt aus der Goudy 10/12

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13674-7

Erstes Kapitel

Ein großes braunes Blatt flog in einer weiten Kurve durch das Lampenlicht und legte sich neben mein Glas auf den lackierten Blechtisch. Ein schönes Blatt, verfärbt, aber noch nicht verdorrt, wie aus weichem Leder ausgeschnitten, lappig, saftig, porig, noch nicht die gekrümmte entfleischte Mumiendhand. Und dennoch ärgerlich: Für welches Laub ist es noch zu früh im Jahr. Seit wann dürfen im Juli in Frankfurt die Bäume die Blätter verlieren? Es ist das unpassende Betragen der Platanen, im Sommer schon zu altern. Wie manche Frauen im Orient haben sie, was die äußere Erscheinung angeht, keine Ausdauer. Das Leben steht in voller Pracht, in altrömischer Juli- und August-Machtentfaltung, und diese Blätter verabschieden sich schon. Platanen gehören übrigens gar nicht nach Frankfurt, nirgendwohin in Deutschland, auch nicht nach Italien. In meinen Jahren in Rom, als ich mit dem Stipendium, das mir Professor Ryschen verschafft hatte, an der Hertziana arbeitete – eine unglückliche Zeit, ich fürchtete nicht zu Unrecht, zu Hause etwas zu verpassen, und habe ja dann auch den Aufenthalt sehr abgekürzt –, ist mir durch ein altes Mitglied der deutschen Kolonie dort bezüglich der Platanen ein Licht aufgesteckt worden, und in diesem Licht muß ich sie nun immer betrachten. Niemand kann ein Land so gut hassen wie einer, der dort dreißig Jahre lebt, ohne dort hinzugehören. Man kennt dann alles, alle Fehler, alle schwachen Stellen. Die Schönheiten verachtet man besonders, denn sie haben einst den duftenden Lockstoff enthalten, der einen verzaubert hat.

»Die schlimmste Zerstörung, die die Piemonteser Könige dem päpstlichen Rom zugefügt haben, ist die Pflanzung der

Platanen, schlimmer als all die Abrisse, die Straßendurchbrüche und Prunkbauten. Die Platanen sind republikanische Freimaurer-Bäume. An den langen Tiberquais mit ihren Platanenalleen wirkt Rom wie eine südfranzösische Provinzstadt. Wie lächerlich das jugendliche Hellgrün der Platanenblätter vor römischen Häusern aussieht! Und die hilflose Dramatik der kahlen Äste im Winter! Das staubige tote Schwarzgrün der Pinien war die einzige floreale Garnierung, die Rom duldete, zu allen Jahreszeiten gleich angemessen. «

Der Mann war Zeichner, kein Maler. Peinture-Feuerwerke mit zahllosen weißen und gelblichen Lichtpünktchen, Platanenlichtemulsionen ließen ihn kalt. Mich stießen eher die Stämme ab. Dies fremdartige Weiß, wie unter unmäßiger Sonne gebleicht, dazu die tropische Gefräßigkeit, dem Eukalyptusbaum verwandt, die den letzten Wassertropfen aufspürt und aussaugt, ein unverschämtes Wasserreservoir im ringsum Ausgetrockneten und nicht zuletzt durch die Eier dieses Baumes unfruchtbar Gewordenen. Gefleckte muskelharte Reptilienkörper waren diese Stämme, von geradezu unanständiger Nacktheit. Und dann nicht ungefährlich. Haushoch aufschießend, kraftverzehrend und letztlich dann doch schwach. Ein schlimmer Sturm packte eine weithin ausgebreitete Platanenkronen mit der ganzen Faust und spannte den Baum wie einen Flitzebogen, der dann eben nur scheinmuskulös und scheinbiegsam war und mit grausigem Krachen zerbrach.

Flieder und Rosen und Roßkastanien sind mit den türkischen Armeen nach Europa gekommen, als sei »Birnam's Wald« mit den muslimischen Eroberern vorgerückt, und zwar auch noch, als die menschlichen Heere längst zurückgeschlagen waren. Eine Roßkastanie sieht heute wie eine ur-europäische Erfindung aus. Eine Kastanienallee erhebt jedes Landhaus zum Schloß, die Einverleibung ist vollständig, obwohl weder Claude Lorrain noch Watteau Roßkastanien gemalt haben, die wichtigste Voraussetzung für das Europäisch-

werden also fehlt. Den Platanen haben die Impressionisten dann später nicht mehr helfen können. Gerade ihre Riesengröße wird immer an ins Kraut geschossenen Spargel denken lassen, an fremdartige Farblosigkeit, ein anderes Licht.

Verstanden habe ich die Platanen erst in Lykien in diesem Frühling. Diese saufende und hemmungslos Nahrung aufnehmende Kraft muß eingedämmt, eingebunden, gestaut, gepreßt, verstümmelt und gefesselt werden, um dicht und imposant zu sein. Platanen sind Eunuchenbäume, riesige finstere Sklaven, denen die Verschneidung zu maßlosem Wachstum in die Breite, zu einem Gewicht, das Kraft ebenbürtig ersetzt, verholphen hat. Mit bedenkenloser Grausamkeit wird in Lykien ein Baum einfach in der Mitte abgesägt. Wie ein Krüppel steht er dann da, schrecklicher noch, denn der Krüppel hat seinen Kopf, während hier nur der Beinstumpf weiterlebt. Und nun kocht es in diesem Stumpf, so stelle ich mir das vor. Der Saft steigt hoch und läuft zunächst einfach über, schaumig, blasig, wie dünner Speichel, der einem Kranken aus den Mundwinkeln rinnt. Aber dann schließt sich die mächtige Wunde, sie verkrustet und verholzt und trocknet aus, die Löchlein, aus denen die Lebenskraft entweichen kann, werden geschlossen. Und dafür dehnt und tobt und reckt und stößt es sich im Innern unter der glatten hautartigen Rinde. Der Stamm beult und bläht sich. Die Haut weitet sich wie ein übervoller Ballon. Dann ist es, als laufe über den Stamm wie aus einem Baumvulkan Baumlava hinab, die ihn dicker und dicker werden läßt. Alles, was der Baum an Hoffnung auf Höhenwachstum verloren hat, sucht sich nun seinen Weg in die Breite. Die Platane faßt den Entschluß, so dick zu werden, wie sie eigentlich hoch werden wollte. Ihr glatter Leib bedeckt sich mit Warzen. Sie ist jetzt umfangreicher als eine Litfaßsäule, vielleicht doppelt so dick, ein in sich zusammengesunkener und dann versteinertes Baumkuchen. Wie in einer Riesentonne, einer gigantischen Blumenvase oder einem Kübel stecken die Äste

oben in dem schrundigen Baumfleisch. Sie sind lang und kräftig, aber eine Baumkrone kann man sie nicht mehr nennen. Es fehlt ihnen die Basis aus Blattmassen, auf denen die Krone kissenartig liegt. Sie spenden ein wenig Schatten, aber sie wogen nicht, sie sind ein starrer Schmuck auf einem Kopffüßerhaupt. Kein Sturm wird dieser Platane noch etwas anhaben können. Ihre Äste werden sich in Taifunen wie flatternde Fahnen oder Bänder bewegen, während der Stamm wie ein Felsen steht. Zu diesen enorm mißgestalteten Wesen gehört in Lykien dann oft ein harmloses Bachgeriesel. Von irgendwoher plätschert und rauscht es dort meistens. Der Schnee von den Bergen, den großen weißen Häuptern, läuft in unzählige Wasserfädchen, in kleinere und größere Kaskaden, Rinnsale und Bächlein aus. Da haben die Platanen das Feuchte. Und darunter im Schatten findet sich dann menschliches Gewusel ein. Die Platane ist hier wie ein großer Ofen, um den man sich versammelt. Ihre Wurzeln haben mit Leichtigkeit, aber fast unmerklich das Felsgestein gehoben und beiseite geschafft. Das liegt nun kreuz und quer herum, die Wasser umspielen es und waschen es aus, und zwischen Wurzeln und Fels und Quelle wird gelagert. Gurken und Tomaten und Zwiebeln liegen auf karierten Tüchern, und ein dicker Mann mit kupferrotem kahlem Schädel geht ernsthaft und besorgt mit einer großen Salzdose zwischen den Lagernden auf und ab.

Es war wie ein an mich adressierter Brief, dies Blatt, das in einem Frankfurter Apfelweingarten so deutlich verfrüht zu mir heruntergeschwebt kam. Ein schönes Stück Natur, größer als mein leergeessener Teller. Der Kellner ergriff es abwesend und wischte damit über den Tisch, als sei es ein feuchter Lappen. Über uns schwankte die Lampe im Himmelsschwarz. Ich war noch nicht lange wieder zu Hause.

War ich eigentlich wieder zu Hause? Ich habe ja nicht den kleinsten Versuch gemacht, wieder anzuknüpfen, wo die Fäden abgerissen sind durch meinen Aufbruch, der eigentlich

sogar ein Abbruch sein sollte, begleitet vom Anbruch glücklicher Zeiten. Alles sollte glücklicher, strahlender, von innen leuchtender werden, als was ich hier zu erwarten hätte. Ryschen hatte, wie er gern sagte, »etwas mit mir vor«. Er mochte mich nicht, jedenfalls immer weniger, wie ich deutlich spürte, aber zum Vorführen und Angeben war ich ihm unentbehrlich, und er seinerseits ist mir vollständig unentbehrlich gewesen – da kann man sich dann auch beherrschen. Den meisten Leuten bin ich nicht besonders sympathisch. Das hat mich nie beunruhigt, weil auch mir fast niemand jemals angenehm gewesen ist. Frauen mit Töchtern blicken mich manchmal milde und weich an. Das wäre ein netter, erfolgversprechender, niedlicher Schwiegersohn. »Niedlich« – dieses Wort fällt gelegentlich, in freundlicher Absicht, von mir natürlich dennoch nicht gern gehört; ich bin nicht so dumm zu widersprechen, aber man merkt sich's doch, daß man zu jung wirkt, um schon Anspruch auf Autorität zu besitzen. Ich habe mir deshalb angewöhnt zu gucken, als blende mich etwas, ein geradezu schmerzverzerrtes Augenzusammenkneifen, das von selbst die Mundwinkel hinabzieht und Falten ins Gesicht bringt und Gereiztheit und schlechte Laune ausdrückt, auch wenn ich ganz gleichgültig bin. Heute psychologisiert jeder gern herum. Allen Leuten, die einem irgendwie in die Quere kommen, weil sie an ihrem eigenen Vorteil festhalten und sich seltsamerweise zu keiner für sie nachteiligen Konzession bewegen lassen, wird nachgesagt, daß sie komplexbeladen, ichgestört, geisteskrank oder doch zumindest schwer neurotisch seien. Daß ich als ein solcher schwerer Neurotiker gehandelt wurde, von »allen«, vom »ganzen Institut«, wäre mir selbst dann bekannt und bewußt gewesen, wenn es Ryschens Sekretärin nicht herausgerutscht wäre. Aber es stimmt nicht, ich bin kein Neurotiker. Das sagt jeder Neurotiker, wird man mir vorhalten. Aber das sagt keineswegs jeder Neurotiker. Viele Neurotiker sind heute hochzufrieden mit ihrem Neurotiker-

dasein, sie haben sich darin eingerichtet und laben sich an der Aufmerksamkeit und dem Verständnis, das ihnen zuteil wird. Ich besitze den Beweis für die Richtigkeit meiner Überzeugung. Ich benehme mich oft abstoßend, ganz bewußt, launisch, sinnlos herablassend, regelrecht anmaßend – das kann schon sein, oft so beiläufig wie das Augenzusammenkneifen, das schon ganz Gewohnheit geworden ist und ein angenehmes Krampfgefühl erzeugt –, aber, und jetzt kommt der entscheidende Punkt, der alles verändert: ich kann mich kontrollieren. Wenn es um etwas Wichtiges geht, habe ich mich in der Hand, und genau das leistet der Neurotiker nicht, ihm steht es eben nicht frei, den Käfig seiner Ungezogenheit zu betreten und zu verlassen, wie es gerade angemessen ist, er ist eingeschlossen und blickt zähnefletschend aus den Gitterstäben seiner Aggressionen und Phobien heraus. Daß ich, was meine Ziele angeht, niemals, auch Ryschen gegenüber, ein Hehl aus meinem Ehrgeiz gemacht habe, war erst recht nicht neurotisch, sondern entsprach meiner Wahrheitsliebe. Im Umgang mit Professor Ryschen entsprach solche Offenheit geradezu der Höflichkeit. Er durfte ruhig sehen, daß er seine Förderung nicht einer akademischen Schlafmütze zuteil werden ließ. Wenn ich nicht wie meine begabten Klassenkameraden Jura oder Betriebswirtschaft studiert habe, um Rechtsanwalt oder Bankier zu werden, dann deshalb, weil ich darauf setzte, daß auf einem weniger klassischen Weg zum Geld möglicherweise mehr davon zu erobern ist. In Deutschland ist es zwar nie wie in England gewesen, wo man Ägyptologie studierte, um Merchant Banker zu werden. Ist es noch so in England, war es überhaupt jemals so? Wird die Ausnahme von der Regel bei uns vielleicht nachdrücklicher honoriert? Ganz gewiß hätte ich Ryschens Angebot, nach der Promotion sein Assistent zu werden, nur im Notfall, wenn gar nichts Attraktiveres zur Hand gewesen wäre, ergriffen, und auch nur vorläufig und mit ständiger Bereitschaft zum Absprung. Ryschens Verständnis für meine

Haltung hatte etwas Großes. Er war gar nicht beleidigt. Er selbst wollte mir den Weg zum Erfolg eröffnen. In demselben Wirtshaus, dessen Platanen damals allerdings noch nicht belaubt waren – Ryschen pflegt, trotz stattlicher Nebeneinkünfte aus seinen Veröffentlichungen, mit Studenten den bescheidenen akademischen Stil –, kündigte er mir die Ankunft eines alten Bekannten an.

»Kein Freund, der alte Doktor Hirsch würde sofort sagen: Ich habe keine Freunde! Sie kennen diese Art?«

Mit Hirsch zu prunken, unterläßt Ryschen nie. Hirsch ist die mondänste seiner Verbindungen. Wenn Ryschen in New York ist, empfängt Hirsch ihn stets einmal zum Abendessen. Diese kleinen Abendessen – »*en petit comité*«, wie Ryschen sagt –, nur die fünfzigjährige strenge blonde Engländerin ist noch dabei, Hirschs Sekretärin und Begleiterin, werden in Hirschs Bibliothek eingenommen, und diese Bibliothek sei »der glänzendste Raum, den ich je betreten habe«, so Ryschen, »vom Boden bis zur Decke – einer hohen Decke, denn Hirsch wohnt in einem prächtigen alten Brownstone House – mit den kostbarsten Ausgaben vollgestopft. Auf dem Boden türmen sich Stapel von Zimelien, Edelsteinhaufen aus Papier, Leder und Pergament, eine Schatzhöhle. Hirsch läßt dort Kerzen brennen – ich möchte wissen, was seine Versicherung sagte, wenn man dort von den Kerzenleuchtern in der Bibliothek erführe –, und er bietet Zigarren an und nimmt während des Essens einen Manutiusdruck aus dem Regal und reicht ihn dem Gast, der sich gerade etwas Butter auf den Teller genommen hat. Bei ihm freilich kann nichts passieren. Seine Hände sind trocken wie ein neues Blatt Löschpapier.«

»Sie sprechen vom Antiquariat Hirsch Bros. in New York?« fragte ich, als Ryschen zum ersten Mal von seinen Erlebnissen schwärmte. Das wirkte, als hätte er mich in der Hirschschen Bibliothek erst eigentlich kennengelernt. Ich kam ihm auf unbestimmte Weise eingeweiht vor. Er vergaß

niemals, daß mir das Antiquariat Hirsch ein selbstverständlicher Begriff war. Ryschen ist sehr ungenau, etwas weltfremd und fahrig, er sieht nicht richtig hin. Und ich, sehe ich denn richtig hin?

Das lederne Platanenblatt hätte ich gern mitgenommen. Es war so schön unversehrt. Jetzt lag es im Abfalleimer, wo ein welkes Blatt auch hingehört.

Zweites Kapitel

Alles war anders, reiner, frischer, deutlicher an dem Vormittag, an dem ich Doktor Hirsch zum ersten Mal begegnen sollte. Schicksalsluft – das gibt es wirklich. Die Zahnpasta schmeckte besser. Der Kaffee stand provozierend schwarz in der weißen Tasse. Es war der Kaffee eines Mannes, der im Begriff war, von dieser Tasse, von dieser Studentenwohnung und ihrem heiteren Ausblick auf schwankende, frühlingshaft glitzernde Ahornzweige einen gewaltigen Schritt weg zu tun, und zwar ohne etwa zuvor unter »beengenden Verhältnissen«, wie es dann pauschal gern heißt, um ganze Bündel abstoßender Details unter der Haube der Abstraktion zu verstecken, gelitten zu haben. Überhaupt keine Leiden oder Unzufriedenheit oder drängelnde Erwartung schien es hier jemals gegeben zu haben, heute morgen. Die zurückliegenden, schon bald völlig überwundenen Stationen besaßen etwas Angemessenes, sie waren mit Anstand absolviert, sogar mit einem gewissen Glanz – soweit in Ryschens Kreis Doktoranden glänzen durften –, man konnte gelassen auf sie zurückblicken, ohne Scham und Graus über die Unfertigkeit und Verlegenheit langer Jahre. Sie bestanden jetzt im Grunde nur noch aus launigen Anekdoten, dem wissenschaftlichen Nachwuchs zu Ermutigung oder Einschüchte-

rung, wie jeweils erforderlich, vorzutragen. Es war heiß, wie es in Frankfurt vor Ostern manchmal sein kann. Das ist dann, als solle der Frühling nach Art eines Dampfkochtopfs beschleunigt hervorgetrieben werden. Die Natur kommt der klimatischen Heftigkeit kaum nach. Was da so blüht oder kurz vor dem Aufplatzen steht, wirkt besonders kläglich. Aber diese Kläglichkeit von vereinzelt Krokussen und Forsythien mußte ich mir nicht zurechnen lassen. Damit hatte ich nichts mehr zu tun. Ich sah gut aus im Spiegel, nicht peinlich hübsch, sondern angenehm und reif, und das auch ohne dieses Augenknifen, das plötzlich weg war. Ich konnte das ebensogut lassen, stellte ich jetzt fest.

Im Städelschen Kunstinstitut, wo ich Hirsch und seine Engländerin abholen sollte, um sie zum Mittagessen mit Ryschen zu führen, erkannte ich die beiden sofort, obwohl ich sie noch nie gesehen hatte. Ich war auf dem Weg in Schweiß geraten, denn die Sonne stach, es war ganz unvernünftig heiß. Hirsch war klein, schien in seinem dicken schwarzen Kaschmirwintermantel aber noch kleiner, wie ein in dicke Decken eingepacktes greisenhaftes Kind. Ein schwarzer Hut und eine schwere Schildpattbrille mit dicken grünlichen Gläsern verbargen sein Gesicht wie ein Helm mit Visier, aber das wenige, was an Haut hervorsah, die rechte Hand etwa – die linke trug einen schwarzen Handschuh –, das Kinn, die zerbrechlichen übergroßen und fledermausflügel-feinen Ohren, ließ schon auf Abstand die von Ryschen hervorgehobene Ausgetrocknethheit errahnen, ein Körper wie aus hartem Sahnebaiser, das durch einen Stoß zu Staub zerbröselte. Die Engländerin war sogar noch ein wenig größer als ich, was mir als gutes Omen erschien, wie Hirsch mußte ich zu ihr aufschauen. Auch ihre Hand war kühl bei der Begrüßung, aber anders als Hirschs Hand, die die objektive Kühle einer Türklinke besaß. Die englische Hand hingegen war dicklich und hatte die angenehme Temperatur von gepflegtem Frauenfleisch. Sie trug einen jungmädchenhaft wirken-

den bleichen Saphir mit kleinen Brillanten, ein wenig zu festlich für ihre sonst sehr gedämpfte Erscheinung. Sie schreckte ja nicht einmal vor einer großen Brille zurück, die jeden Gedanken, sie begleite den alten Herrn aus anderen als streng professionellen Gründen, sofort erstickte. Die beiden befanden sich im Museum in ihrer natürlichen Umgebung. Sie gingen darin spazieren wie andere in einem Park, so achtlos gegenüber dem, was da an den Wänden hing, als seien die Bilder Büsche und Bäume, dann plötzlich aber wieder mit einer akribischen Hinwendung zu einem Werk, als habe der Gärtner hier etwas vergessen oder als sei eine Pflanze von einer unbekanntenen Krankheit befallen oder überraschend früh aufgeblüht.

Zu meinen Schwächen gehört die Sorge, nicht genügend zu essen zu bekommen. Eine Lage, in der ich befürchten muß, längere Zeit nicht zu essen, versetzt mich leicht in Panik. Ich bestelle und verschlinge dann oft mehr, als mir guttut. Allem, was mit Nahrungsaufnahme zu tun hat, fehlt bei mir die Harmonie. Ich bin dabei eher schlank, dieses ständige Nahrungsvertilgen ist ohne jede Ökonomie. In einem Museum, in diesen Sälen, in denen man sich nicht setzen kann und die jede Lebensnotwendigkeit des Menschen zu leugnen scheinen, erwacht mein Hunger doppelt heftig. Ich muß bekennen, daß ich in bedeutenden Museen, auf deren Besuch ich mich lange gefreut habe, trotz nur noch knapper Öffnungszeit zuerst in die Cafeteria geeilt bin, um dort ein Thunfischmayonnaisbrot schnell aufzuessen, ja, in Wahrheit teile ich in meinem tiefsten Innern die Museen nicht nach ihren Schätzen, sondern nach der Qualität ihrer Restaurants ein, die, was dem Ganzen seine Lächerlichkeit verleiht, im gastronomisch-kulinarischen Sinn weder gut sein wollen noch können. Solche Schwächen machen hell-sichtig, gerade wenn es gilt, sich nicht zu blamieren, was bei mir eigentlich immer der Fall ist. Schon deswegen bin ich am liebsten allein. Aber der neuartige Zustand an diesem

heißen vorösterlichen Tag, der wirklich etwas von neuer, auferstandener Natur an sich hatte, bestand nun darin, einerseits augenblicklich zu erkennen, daß weder Hirsch noch seine nicht schlecht genährte Begleiterin auch nur den kleinsten Gedanken auf den Besuch einer Cafeteria richteten, von jedem Ernährungs- und Erfrischungswunsch vielmehr grundsätzlich entfernt waren, nicht nur augenblicklich, sondern vielleicht auch später noch, ja, daß sie vielleicht sogar niemals Hunger und Durst verspüren und das Essen mit Ryschen als bloßes Ritual aus Höflichkeit über sich ergehen lassen würden – andererseits aber im selben Augenblick gleichfalls von allen irdischen Nöten, von allen Sehnsüchten, etwas zu kauen, zu schlucken, in den Mund zu stecken, frei zu sein. Auch ich war jetzt, wie Hirsch, saturiert, weniger fein gesagt: satt, ohne die Ängste des Zukurzkommens und Zuwenigbekommens. Schon als ich auf ihn zuzuging, stand ich auf seiner Seite. Geld schafft freie und gute Menschen, und ich hatte an diesen moralischen Segnungen schon jetzt Anteil, als ich Hirsch gelassen und leise begrüßte, ohne Aufhebens, aber sehr höflich und mit dem inneren Freudestrahlen, das nichts beabsichtigt und niemanden besonders im Auge hat und nur aus dem eigenen Wohlbefinden, der Freude, in der eigenen Haut zu stecken, stammt. Auch Hirschs Nichtachtung störte mich nicht darin, und schon gar nicht der deutlich skeptische Blick der Engländerin. Diese Leute ließen solche Heerscharen von Menschen an sich vorüberziehen, daß sie sich nicht früher mit den Erscheinungen befaßten, als es notwendig war. Aber dieser Zeitpunkt stand bevor. Sie wußten es bloß noch nicht. Ich wurde gleich noch ein wenig unverbindlicher und noch etwas besser gelaunt.

Es sind manchmal ganz kleine Dinge, die mir ein Hochgefühl vermitteln. Man versuche einmal, mit Handtasche und im Mantel an einem Museumswächter vorbei die Säle zu betreten. Waren die Privilegien, die Hirsch und seine Beglei-

tung selbstverständlich überall fordern durften, hier schon bekannt, hatte ein Anruf die Direktion auf den hohen Besuch vorbereitet? Ich schwamm im Kielwasser sehr selbstverständlich mit und warf dem Wächter einen leutselig lächelnden Blick zu, den er, fürchte ich, nicht richtig verstand. Wir ließen uns durch die Säle treiben. Hirsch ging mit kleinen Schritten, aber ohne Mühe. Er war so leicht, daß er sich zum Ausruhen nicht setzen mußte. Gelegentlich nur blieb er stehen. Die Engländerin und ich neigten uns dann leicht, um seinen Blick unter der Hutkrempe zu erhaschen. Das grünliche Glas ließ sein Augenweiß wie durch eine Entzündung verdunkelt erscheinen. Um zu charakterisieren, wie richtig ich alles in seiner Gegenwart machte, wie genau ich den erforderlichen Ton traf, muß man die Gesetzmäßigkeit dieser Gespräche kennen, die ich schon in den ersten wenigen Worten ganz zutreffend erriet. Hirsch sagte etwas, häufig auf englisch, manchmal aber auch auf deutsch, was die Engländerin offenbar verstand, ohne allerdings jemals selbst ein deutsches Wort in den Mund zu nehmen.

»Berühren Sie die Frage der Herkunft nicht«, sagte Ryschen vorsorglich, als ob es bei mir solcher Ratschläge bedürfte, »Hirsch spricht zu perfekt Deutsch, um es erst als Erwachsener gelernt zu haben, aber er macht auch Fehler, die man in seiner Muttersprache nicht macht.«

Das war ja die offensichtliche Leistung der Hirschschen Existenz: sich von jedweder Abkunft, allen nationalen und soziologischen Fesseln gründlich befreit zu haben. Auf diesem Weg des numinosen, außerordentlichen Erfolgs der bindungsfreien Monade sollte er mein Führer sein. Er war ein wirklich freier Mann. Hirsch forderte keinerlei Zustimmung zu dem, was er befand. Er sagte etwas zu den Bildern, die er kaum aus dem Augenwinkel angesehen hatte, die er aber offenbar gut kannte, und die Engländerin antwortete eigentlich immer »nein«, sie waren sich in keinem Punkt einig. Was ihn interessierte, langweilte sie, was er gut fand, fand sie

schlecht, was er schlecht fand, lobte sie. Das ging ohne die mindeste Aufregung vor sich. Womöglich sprach eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Anschauungen der Engländerin aus seinem Verhalten, obwohl er die dreißig Jahre Jüngere stets »Darling« nannte und auch von ihr so genannt wurde, ohne Zärtlichkeit und Liebesüberschwang, wie sich von selbst versteht, sondern mit der Sachlichkeit einer neu eingestellten, hochbezahlten Gouvernante.

»Darling, da ist sie ja endlich, die Lucca-Madonna«, sagte Hirsch in einem Ton, als warne er die Engländerin vor einer Bodenunebenheit.

»I do not like madonnas very much«, antwortete die Engländerin und sandte einen leidenschaftslosen Blick in das van Eycksche Palastgehäuse hinein, das von dem Mantel der Jungfrau wie von einem großen roten ausgelegten Federbett ganz ausgefüllt wird.

»Erklären Sie mir den Reiz dieses Bildes«, sagte Hirsch. Ich hütete mich, ein Wort zu sagen.

»Die Madonna ist doch eigentlich keine schöne Frau. Sie ist genaugenommen häßlich. Der ausrasierte Haaransatz entspricht der Mode, gut, darüber kann man nicht urteilen. Aber das restliche Haar wirkt dünn und etwas fettig, die Haut unfrisch, ermüdet; man kann sich schon vorstellen, wo die demnächst zu erwartenden Falten erscheinen werden. Die Madonna hat etwas Ältliches. Sie ist jungfräulich in einem sehr unvoreilhaften Sinn, eine alte Jungfer. Wahrscheinlich hat sie eiskalte Finger. Augen, Nasenlöcher und das Mündchen – alles ist auf eine schwächliche, kränkliche Weise überfein. Soll ich Ihnen sagen, wie die Lucca-Madonna aussieht? Wie ein vor Jahrzehnten in Spiritus eingelegerter Embryo.«

Ich lachte bewußt nicht, ich hätte es unverzeihlich naiv gefunden, über eine die analytische Richtigkeit beanspruchende Äußerung zu lachen.

»Und doch ist sie schön. Im Zusammenhang des Ganzen

ist sie vollendet schön. Es ist, als lerne man eine Sprache kennen, die die Wörter der uns bekannten Sprachen umdreht und aus ihnen das Entgegengesetzte macht, bis man schließlich nur noch die neue Sprache und die von ihr okkupierten Bedeutungen vernimmt. So ging es mir, als ich fünf Jahre in Shanghai lebte. Übrigens hat sie etwas Chinesisches, nicht wahr, Darling?«

»Not at all, my dear, she looks British.«

Plötzlich hob Hirsch den Kopf, faßte mich ins Auge und lächelte ganz leicht. Das Glitzern der Augen hinter den hellgrünen Gläsern war übrigens nicht angenehm. Sein Blick hatte etwas Wundes, Krankhaftes, etwas, das man eigentlich nicht sehen sollte. Die Lucca-Madonna habe durchaus etwas mit seinem Aufenthalt hier in Frankfurt zu tun, sie stehe in einem historischen, gar welthistorischen Zusammenhang mit den Gründen seines Besuches hier.

»Hat Ryschen nichts erzählt?«

Was, glaubt man, hätte ich geantwortet, wenn Ryschen mich, schwatzhaft, wie er ist, eingeweiht hätte? Wenn er geschwiegen hatte, ging es wohl um viel Geld. Ich wisse von nichts, sagte ich mit solchem Nachdruck, daß ein Menschenkenner aufhorchen mußte. So legte ich meine Minen.

»Der Teppich, betrachten Sie den Teppich, das war eine gute Zeit für persische Teppiche, das fünfzehnte Jahrhundert. Dann die türkisfarbenen Kacheln, die am Sockel herumlaufen – vorzügliche Fayence! Damals konnte man vom Orient noch etwas lernen. Der Import lohnte sich. Da war eine vielleicht nicht überlegene Kultur – die Kathedralen sind ja auch kein Pappenstein –, aber doch eine außergewöhnliche Höhe des Niveaus. Was wollen Sie jetzt einführen aus den Ländern, aus denen dieser Teppich und diese Fayencen stammen? Statt dessen versuchen sie nun, von dort an ihre in Europa und Amerika gesammelten Kunstwerke heranzukommen.«

»I don't like the Arabians very much«, sagte die Engländerin.

»Für Araber gebe ich dir recht, aber Türken haben wir sehr kultivierte kennengelernt«.

»Whom? Mr. Özdemir?«

»Zum Beispiel auch Mr. Özdemir.«

»Mr. Özdemir is horrible.«

Beim Mittagessen mit Ryschen kam Hirsch noch einmal auf seine Andeutungen zurück. Ich verfolgte etwas beklommen, wie der Oberkellner eine Rotweinflasche vorsichtig in eine Glaskaraffe leerte und dabei mit der Kerze den in den Hals fließenden Wein prüfte. Solche Manöver gelangen in Frankfurt nie ganz glaubwürdig. Ryschen liebte so etwas, hatte es dem Kellner womöglich einmal beigebracht. Hirsch zuckte nicht, wie ich beruhigt feststellte.

»Asiatischer Luxus«, zitierte Hirsch, aus Puschkin, wie er schnell hinzufügte: Das sei eine romantische Verklärung, richtiger spreche man von asiatischem Schweinestall, der Luxus sei europäisch. Vom Persischen Golf sei ein Sammler herbeigeeilt, dem er morgen einen Koran aus dem siebten Jahrhundert für einen, wie er in kokettem Bedauern sagte, leider sehr hohen Preis überreichen werde.

»Und dann bringt er diesen Koran, wundervoll geschrieben, in religiöser Strenge, keine überbordende Dekoration, in seinen von amerikanischen Innenarchitekten ausgestatteten Palast. Und er begreift nicht, daß dieser Koran noch jahrzehntelang den üblen Geruch an sich tragen wird, ein Gegenstand des Kommerzes gewesen zu sein. Ich habe mich von allen Religionen gelöst, aber so viel erkenne ich an: das Phänomen der Unreinheit. Es gibt unreine Dinge, die man nicht ohne Gefahr berührt.«

Das war der Geist, in dem diese Gespräche abliefen. Von Ryschen hatte ich, mit der Feierlichkeit und Wichtigkeit, die er seinem hochherzigen Protektorentum schuldig war, erfahren, daß Doktor Hirsch, der »weltweit bedeutendste,

weltweit einflußreichste, weltweit erfolgreichste Antiquar« – in diesem häßlichen Superlativstil glaubte er mich beeindruckt zu müssen, der ich aufgrund gelegentlicher Informationen und Einblicke doch wahrhaft beeindruckt genug war –, einen Assistenten suche, einen hochbegabten jungen Wissenschaftler, aber nicht ohne geschäftliche Neigungen, keinen Bewohner des Elfenbeinturms, wie er selbst, Hirsch, es allzulange gewesen sei – die Miete dort sei hoch, fast unbezahlbar. Er sei alt, das sei er im übrigen schon lange, jetzt aber fühle er sich auch alt. Er entdecke beispielsweise neuerdings väterliche Gefühle für seine englische Sekretärin. »Wenn ich mit ihr in einem Museum auftrete, fühle ich mich wie der geblendete Ödipus mit seinen Töchtern, jedes Haus, in dem wir absteigen, wird mir zum Hotel Kolonos.« An solcher Art Scherze merke man hinreichend, daß der alte Hirschsche Ehrgeiz noch nicht eingeschlafen sei, aber schwächer werde: Das früher Undenkbare, daß ein fremder Mann in die Hirschschen Angelegenheiten hineinschaute, sei jetzt eben denkbar. Und bei einem solchen Realisten bedeute das nur eines: Der Mann, der diese Einblicke dann *malgré lui* schließlich doch erhalte, dem werde, in naher Zukunft, konsequenterweise der ganze Laden übergeben werden, wenn er es nicht allzu ungeschickt anstelle.

»Hirsch Bros. successor – das können Sie sein!« sagte Ryschen und legte sofort danach mit geradezu drohender Miene den Finger auf die Lippen: Immer daran denken, nie davon reden, sollte das heißen.

»Und die Engländerin?« fragte ich.

»Die ist längst abgefunden«, antwortete Ryschen, als sei ihm dieser Streich selbst eingefallen.